

A photograph of a row of blue outdoor chairs with black metal frames, arranged in a line on a dirt path in a wooded area. The chairs are slightly worn and the ground is covered with dry leaves and twigs. The background shows more trees and dappled sunlight.

Klaus Buchenau

WAS IST NUR FALSCH GELAUFEN?

Biographische Aufzeichnungen eines
(Süd-)Osteuropahistorikers

Edition Noëma

Klaus Buchenau

Was ist nur falsch gelaufen?

Biographische Aufzeichnungen eines (Süd-)Osteuropahistorikers

Klaus Buchenau

WAS IST NUR FALSCH GELAUFEN?

Biographische Aufzeichnungen eines
(Süd-)Osteuropahistorikers

Edition Noëma

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN (Print): 978-3-8382-2189-2

ISBN (E-Book [PDF]): 978-3-8382-8189-6

Edition Noëma

© *ibidem*-Verlag, Hannover • Stuttgart 2026

Leuschnerstraße 40
30457 Hannover

Germany / Deutschland

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who commits any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.

Printed in the EU

Inhalt

Vorwort	7
Der Antrieb	9
Überläufer	11
Resozialisierung	15
Die Frauenfrage	18
Trümmerkinder	21
Klosterwelten	24
(Un)Planbare Zukunft	27
Kolonialsex	30
Spaziergang über den Regenbogen	32
Östliche Sublimationen	37
Kurswechsel auf Südost	41
Aus dem kalten Schloss in die warme Hütte	44
Unistreber und Streberunis	50
Die Kriege und wir	56
Positivisten treffen Narzissten	63
Deutsche Provokateure	69
Vom Falken zur Taube	73
Wir Experten	76
Glauben und Wissen	82
Das Kinderproblem	87

Wenn die Regeln Urlaub machen	93
Der Mann mit den falschen Themen	96
Gesetzlosigkeiten	98
Die Akademisierung und ihre Verweigerer	101
Maskenball der Theorie	106
Die Kurzsichtigen	110
Europamoral	114
Lauras Stern	118
Die Krönung des Ganzen	123
Wem vertrauen?	130
Bäuerliche (Schein-)Idyllen	139
Die mexikanische Brille	144
Können Sprachen schuldig sein?	149
Wie Familien überleben	154
Keimzelle kaputt	159
Die prüde Internationale	165
Blick zurück	168
Blick nach vorn	175

Vorwort

Sind Sie auch müde von den ewigen Phrasen, von Menschen, die in immer gleichen Schablonen sprechen? Etwa von „schwierigen Zeiten“, denen wir entgegengehen? Wissen Sie, ich finde diese Zeiten sehr erfrischend, denn eines muss man ihnen lassen: Es geht wieder um Wesentliches, es macht einen Unterschied, ob man sich einbringt. Wir wissen nämlich nicht, wohin der Stein genau rollen wird, und es könnte sein, dass auch ein kleiner Tritt, den jemand von uns dem Felsbrocken der Weltgeschichte versetzt, die Richtung beeinflusst, mit der er den Hang hinabrollt. In Zeiten eines starken Rahmens kommt es auf den Einzelnen wenig an, aber in Umbruchzeiten ist das vielleicht anders. Ich habe diese Zeiten genutzt, mir die Frage zu stellen: Was ist nur falsch gelaufen? Mit Mitte dreißig hatte ich tatsächlich eine Publikation mit genau diesem Titel, aber keine Angst, das hier wird kein Selbstplagiat. Damals ging es darum, weshalb Jugoslawiens Religionspolitik genau das Gegenteil von dem erreichte, was sie eigentlich bezweckte – wie sie half, einen religiös grundierten Krieg vorzubereiten. Heute, 25 Jahre und mehr als ein halbes Berufsleben später, stelle ich die Frage viel breiter und richte sie nicht an die Anderen im Osten, sondern an uns selbst – was haben wir Westler meiner Generation mit dem Verfall westlicher Autorität, mit dem sinkenden Stern des westlichen Lebensmodells zu tun, der sozusagen das Gegenbild zum Aufstieg nicht-westlicher, nicht-liberaler Ordnungen ist? Wo liegen, im weitesten Sinne, die Schwächen dieser Ordnung, die wir als Modell angepriesen haben?

Falls Sie andere Werke von mir kennen, werden Sie vielleicht mit vielen Fußnoten rechnen. Hier werden Sie keine finden, und auch das ganze akademische Namedropping fällt diesmal aus. Manchmal habe ich Namen sogar absichtlich weggelassen, denn ich will ja nach der Veröffentlichung noch schlafen können. Stattdessen werden Sie viele kleine Geschichten aus meinem Leben lesen, die alle zusammen einen großen Gedankenbogen ergeben sollen – dass wir, damit meine ich gebildete westdeutsche Boomer, an unserer heutigen Krise zwar nicht alleine schuld sind, sie aber doch mitzu-

verantworten haben. Und dass es an uns liegt, unsere Schwachstellen zu korrigieren. Am liebsten rede ich dabei von mir selbst, was Sie mir hoffentlich verzeihen – denn auch die Kritik gilt häufig mir selbst. Wenn es leichter ist, sich selbst zu verändern als andere, scheint mir das der richtige Weg.

Natürlich werde ich auch von anderen sprechen, die in diesen realen Geschichten mitspielen. Die meisten von ihnen leben noch, und ich bin mir nicht sicher, ob sie ihren Namen in diesem Buch lesen wollen. Deshalb habe ich viele Namen anonymisiert oder Pseudonyme vergeben. Wenn sich jemand hier wiedererkennt und ungerecht behandelt fühlt – bitte zögert, bitte zögern Sie nicht, mir zu schreiben, damit ich davon erfahre und wir gegebenenfalls darüber sprechen können! Überhaupt würde ich mit diesem Buch gerne eine Diskussion anstoßen, vor allem in den Kreisen, von denen auch dieses Buch handelt – Menschen, die sich beruflich mit dem östlichen Europa beschäftigen, insbesondere mit seiner Transformation in den letzten drei Jahrzehnten. Vermutlich bin ich blind für die Schwächen meines eigenen Textes, ich überschätze ihn und in der Euphorie des nahenden Abschlusses kommt es mir so vor, als hätte ich nicht nur einen einzelnen Elefanten im Raum erwischt, sondern gleich eine ganze Herde von ihnen. Und das mit anekdotischer Evidenz, die im streng wissenschaftlichen Kontext eigentlich verboten ist, die aber in der jetzigen Situation einfach nach draußen drängt. Selbst wenn der Text an meinem Übermut leiden sollte, so gibt es doch tatsächlich Dinge, über die wir kaum sprechen, es aber tun sollten. Dieses Buch ist als Anstoß dazu gedacht.

Ich widme es übrigens meiner Mutter, zum ersten Mal. Denn als ich mich für eine akademische Laufbahn entschied, schwor ich mir doch, immer *verständlich* sein zu wollen, auch für nicht akademisch gebildete Menschen wie meine Mami. Ich wollte nie einen Jargon sprechen, der mich von den Menschen entfernt, was übrigens auch der wichtigste Grund ist, weshalb ich das Gendern ablehne, welches in der Welt jenseits des Elfenbeinturms und seiner Nebengebäude abstoßend wirkt – so auch bei meiner Mutter, die den Fernseher abschaltet, sobald sie den ersten Knacklaut an falscher Stelle, mitten im Wort vernimmt ... Daher ist natürlich auch

dieses Buch ungedindert. Zur Sprachregelung in diesem Buch kann ich keine bessere Formulierung finden als die, die mir jüngst mein Gasversorger geschickt hat: „Zur besseren Lesbarkeit verwenden wir im Text unserer Schreiben die männliche Form. Gemeint sind jedoch immer alle Geschlechter.“ Lassen wir die Frage mal beiseite, wie viele Geschlechter es denn jetzt gibt – ich gebe jedenfalls die männliche Form liebend gerne her, lasse uns Männer „queeren“, um alle einzuschließen und gleichzeitig eine halbwegs übersichtliche Sprache zu erhalten.

Meine Mutter hat bislang wenig von dem gelesen, was ich geschrieben habe. Es galt die ungeschriebene Regel, dass ich ihr mündlich aus meinem Forscherleben berichte. Sie nimmt meine „Hirnmedizin“ am liebsten über die Ohren auf, homöopathisch in Anekdoten verdünnt. Bei diesem Buch aber hoffe ich, dass sie es mit Leichtigkeit und Vergnügen liest, dass es aus dem Konkurrenzkampf mit dem ZDF-Feierabendkrimi siegreich hervorgeht. Nun würde mich jeder Verlag, dem ich eine einzige Leserin als Zielpublikum ankündige, zu Recht zum Teufel jagen – daher weite ich den Kreis aus auf eine allgemeine Leserschaft, die sich von außen für das östliche Europa, für Unis, Wissenschaft und Wissenschaftlerbiografien interessiert. Und ich habe auch die Hoffnung, dass Kolleginnen und Kollegen, Studierende und andere, in einer halbwichigen Abendstunde zu diesem Buch greifen, um sich mit einem letzten, leicht verdaulichen, aber hoffentlich nicht langweiligen Denkanstoß in den Schlaf zu verabschieden.

Der Antrieb

„Der Junge redet wie gedruckt“ – „Er trifft den Nagel auf den Kopf“ – „Er kann sehr gut beobachten“. Schon als Fünfjähriger mit derartigen Vorschusslorbeeren durch meinen Vater ausgestattet, begann ich meinen Weg in das Leben. Obwohl – auf dieselben Eigenschaften gibt es auch einen kritischen Blick, der stammt von meiner Großmutter, die mich und meine Geschwister mit großgezogen hat. „Du solltest Pastor werden“, meinte sie und dachte dabei – leicht antiklerikal gestimmt, wie sie eben war – an Menschen, die schön reden, ohne dass dabei etwas herauskommt.

Heute bin ich 58 Jahre alt und sehe für die anderen, die mich nicht so gut kennen, wahrscheinlich etabliert aus. Ich bin es nicht, weder arbeitsrechtlich noch innerlich. Ich halte die meisten Gleichaltrigen für älter als mich selbst, sie sind irgendwie gesetzter. Mit Frauen vergleiche ich mich gar nicht, da verschwimmen mir die Maßstäbe, aber mit den Jungs ist es keine schwierige Operation. Der Familienchat mit meinen Brüdern – ihre Kommentare zu Politik, sei es zu Corona oder Trump, sind viel vernünftiger als meine. Sie sind haben normalere Ansichten als ich. Ich dagegen muss immer sagen: Alles ist ganz anders, hast Du es schonmal aus *der* Perspektive betrachtet – und so weiter. Ein Querkopf eben.

Ich bin aber auch orthodoxer Christ – ein Konvertit aus dem Luthertum, das schon lange vorher in mir verblasst war. Ein 2G-Schild am Eingang zum Weihnachtsgottesdienst 2021 hat ausgereicht, um den letzten Faden zwischen mir und meiner religiösen Herkunft zu zerreißen. Ich mag kein typischer Konvertit sein, eher würde ich mich lax nennen und der Zweifel ist mir oft näher als der Glaube; ohne meine Frau wäre ich vielleicht nie orthodox geworden. Dennoch macht es einen Unterschied, der Übertritt hat mich verändert. Aufgewachsen in einer Kultur, in der Wettbewerb und damit auch das ständige Herausstellen eigener Vorzüge die Norm ist, habe ich auch das Lob meines Vaters in die Waagschale geworfen und versucht, auf dem Markt der Eitelkeiten wie auch auf dem Arbeitsmarkt etwas daraus zu machen. Nun nehmen aber die Orthodoxen den Glauben, den göttlichen Willen recht ernst, und das kann unter günstigen Bedingungen ein Schlag gegen die Eitelkeit sein, gegen die Trutzborg aus vorgefassten Meinungen, in denen man sich selbst gefangen hält.

Das ist also der Ort, an dem ich stehe, von dem aus ich schreibe. *Warum* aber schreibe ich dieses Buch? Das ist ziemlich einfach: Was heute in Politik und Gesellschaft, in meinem privaten, aber auch in meinem professionellen Umfeld passiert, erinnert mich an Situationen am Familientisch, insbesondere an Besuche bei Oma Gomi, meiner Großmutter mütterlicherseits. „Gomi redet Quatsch“, soll ich einmal als Knirps in ihrer Gegenwart gerufen haben, und mein Vater war furchtbar stolz auf mich, obwohl sich das

für einen guten Schwiegersohn nicht gehört. Was sie gesagt hatte, weiß ich heute nicht mehr, wahrscheinlich war es eine dieser typischen Reden mit „das tut man nicht!“ oder „was sollen denn die anderen denken“ oder Ähnlichem – irgendetwas Kollektivistisch-Repressives muss es jedenfalls gewesen sein, diese Tonlage hat mich in meiner Kindheit immer wieder getriggert, wie man heute so schön sagt.

Ich möchte nicht ungerecht über meine Großmutter urteilen, mir scheint heute, sie war einfach unglücklich und wusste sich nicht anders zu helfen; der Kriegsgeneration war nicht vergönnt, ihre inneren Wunden ausheilen zu lassen. Der Punkt ist aber – heute sind nicht nur einzelne Omas oder Opas, heute ist eine ganze Gesellschaft unglücklich und redet kollektivistisch-repressive Dinge. Man sieht sich als von Feinden umzingelt, von Feinden unterwandert, man versucht die Reihen zu schließen (freundlich ausgedrückt: man hakt sich unter, wie es im Schunkeljargon der Sozialdemokraten heißt), man cancelt und macht Jagd auf „Desinformation“, so dass sich die Gesellschaft unfrei anfühlt. Es ist wie ein langer Familientisch, an dem der Familienvater einen humorfreien Monolog hält, voller alter Phrasen, und aggressiv wird, wenn man ihn unterbricht, dazwischenruft, einen Witz macht oder auch nur grinst. So ähnlich waren die Situationen, in denen mir als Kind die berühmten Sätze herausgerutscht sind. Und auch jetzt wollen solche Sätze wieder raus. Inzwischen ist ein halbes Jahrhundert vergangen und meine Schläfen sind ergraut, sogar meine eigenen Kinder sind inzwischen älter als ich damals am Familientisch. Daher werden meine Kommentare wahrscheinlich länger, akademischer als damals in der Kindheit sein – aber hoffentlich nicht ohne Geist. Wenn doch, wäre das schlimm – ein Beweis, dass ich mir für mein Leben einen roten Faden einbilde, der längst gerissen und auch nicht mehr rot ist.

Überläufer

Heute überlegen sich viele kluge Köpfe, was wir eigentlich falsch gemacht haben. Wie konnten wir 1989 mit Francis Fukuyama glauben, der Westen habe endgültig gesiegt, wo wir doch, nach einigen

Jahren des Siegestaumels, auch schwere Niederlagen erlitten haben und mittlerweile im Begriff sind, an uns selbst zu zerbrechen? Was habe ich damals gedacht, war auch ich einer der Millionen, die dieser Illusion hinterherliefen? Bei Maurice Halbwachs, dem großen Erinnerungsforscher, habe ich gelernt, dass unsere Erinnerung kein mechanischer Speicher des Vergangenen ist, sondern vor allem das abrufbar hält, was uns im Heute hilft, unseren Platz in der Gesellschaft zu finden. Vor dem Hintergrund meines Querkopfcharakters heißt das wohl, ich grase meine Erinnerungen darauf ab, ob ich schon damals „dagegen“ war. Und tatsächlich – ich werde schnell fündig.

1990 war ich, theatralisch ausgedrückt, der erste Verräter – angesichts meiner früh erworbenen Illoyalität gegenüber der Familie als verschwiegen-neurotischer Leidensgemeinschaft eigentlich kein Wunder. Ich hatte wenige Monate vor dem Fall der Mauer an der Freien Universität Berlin (FU) angefangen, Russisch zu studieren; nun war die Grenze offen und die Geisteswissenschaften der FU (im Westen) und der Humboldt-Universität (HU, im Osten) schauten einander unverwandt an. Die FU-Slawistik war *ein* Biotop, die Humboldt-Slawistik – ein ganz anderes. Erstere war, wie überhaupt das Dahlemer Osteuropa-Institut, voller Politemigranten der ersten und zweiten Generation, die uns ein eher dunkles Bild des Ostens vermittelten. Sofern die Dozenten Deutsche waren, hatten sie nur wenige Monate im östlichen Europa verbracht, was natürlich mit den Beschränkungen des Kalten Krieges zusammenhing. Die einen wie die anderen waren jedenfalls daran gewöhnt, Osteuropawissenschaft als Feindwissenschaft zu betreiben. Wir waren aber auch eine besondere Ecke des „coolen“ Westberliner Kosmos – stärker als andere hatte uns die Gorbimanie erfasst, gemeinsam mit mir meldeten sich im Sommer 1989 über Hundert junge Leute zum Russisch-Intensivkurs an. „So viele kann auch Gorbi nicht gebrauchen“, kommentierte meine erste Russischdozentin, als sie sich vor den übervollen Raum mit uns Erstsemestern stellte und dabei burschikos ihre Arme in die Hüften stemmte. Und tatsächlich sprangen viele wieder ab, lange bevor sie in der Lage gewesen wären, Gorbatschow im Original zu lesen.

Zum Verräter wurde ich am Ende des zweiten Semesters. Inzwischen war die Mauer gefallen und ich hatte in die Humboldt-Universität hineingeschnuppert, wo das slawistische Angebot riesig war. Schon die Wissenschaftsnamen klangen für mich exotisch, von Slowakistik und Sorabistik hatte ich noch nie gehört. Für Insider war das eine Identität – wer sich der Sorabistik, also dem Sorbischen verschrieben hatte, tat das wohl ein Leben lang, und ähnlich war es mit dem Slowakischen. Über allem thronte aber das Russische, hier gab es die meisten Dozenten und Studenten und das breiteste Lehrangebot. Das Fach Russisch studierte man meist auf Lehramt oder auf Dolmetscher/Übersetzer, was in der DDR als sichere Bank gegolten hatte, die aber jetzt keine mehr war. Die meisten Nachwuchs-Russisten waren simple Jungs und Mädels, erstere oft in Lederjacke, mit konservativen Haarschnitten und festem Händedruck; wer dagegen Polnisch studierte, versprühte eher Oppositionsgeist, manche Studentinnen hatten die Haare geflochten wie Hippiegirls. Viele hatten Polnisch vor dem Mauerfall wegen der Solidarność angefangen, wegen der Möglichkeit, auf Polnisch Literatur zu lesen, die in der DDR verboten war. In der HU-Mensa gab es Blutwurst mit Kartoffelstampf, während die FU, als alte Achtundsechzigerinstitution, mit ihren Grünkernbratlingen die Revolution auch auf die Teller gezwungen hatte. An der FU wurde ich gewarnt – in der Ost-Slawistik gäbe es Stasileute, in Theorien seien sie Hinterwäldler, und überhaupt könne man den Ostlern nicht über den Weg trauen. Es war also Distinktion angesagt – sogar beim Namen der Disziplin, die man im Westen abgehoben mit *v*, im Osten volksnah mit *w* schrieb: Slavistik vs. Slawistik.

Es stimmt, auch ich habe manchen Ost-Dozenten zuerst nicht über den Weg getraut, entwickelte aber mit der Zeit eine emotionale Anhänglichkeit und lernte, ihre Sicht der Dinge zu verstehen. Ich wurde Zeuge, wie die Humboldt-Universität abgewickelt und ihre Führungsriege ausgewechselt wurde. Die normale Kaderentwicklung, mit der die Nachwuchswissenschaftler im Osten gerechnet hatten und die ihnen ein Weiterkommen gesichert hätte, war unterbrochen. Mancher stolperte über Stasi-Vorwürfe, viele aber galten jetzt einfach nur als zweitklassig, weil sie den falschen

Stallgeruch hatten, weil sie noch nichts über Foucault und Derrida wussten, kein Englisch konnten. Oder weil ihre Förderer selbst ins Taumeln geraten waren, mitsamt ihren wissenschaftlichen Schulen. Auch die Verbindungen zum „Großen Bruder“ im Osten half nichts mehr: Viele Humboldt-Slawisten hatten in Moskau studiert, wo jetzt ebenfalls ein dramatischer Aderlass geschah und Professoren sich nach Nebenjobs umsehen mussten, um irgendwie über die Runden zu kommen.

Ich kam selbst aus dem Westen und beherrschte manches von dem, was jetzt zum guten Ton gehörte – ich wusste ein wenig vom Poststrukturalismus, beherrschte schon ein wenig das Namedropping und hatte schon seit der Sache mit Oma Gomi keine Angst mehr, mich selbst sichtbar zu machen. Aber, wie es bei Zwillingen so ist (ich bin im Juni geboren) – zwei Seelen streiten in ihrer Brust, bei mir war es das Nebeneinander des wettbewerbsorientierten Angebers mit dem empfindsamen Idealisten. Nachdem mir der Angeber das Feld gesichert hatte, meldete sich der Idealist und fragte, ob das, was hier passiert, eigentlich in Ordnung ist. Waren unsere Ost-Dozenten, die jetzt als Gestalten von gestern galten, wirklich schlechter als die neuen Profs, die aus dem Westen kamen und einen Lehrstuhl nach dem anderen besetzten? Wo kümmerte man sich um mich, um uns Studierende, eigentlich besser – am Osteuropa-Institut oder an der Humboldt-Universität? Die Antwort fiel deutlich zugunsten der HU aus, wo die Seminare vielleicht weniger kreativ waren, Themen seltener gewechselt wurden – aber eben auch alles Hand und Fuß hatte, wo klar war, dass Wissen von der Basis systematisch aufgebaut wird, und wo alle verstanden, dass das exemplarische Inselwissen, welches das westliche Studium erzeugte, zu wenig Orientierung gab. Wichtig war auch die menschliche Seite – unsere West-Dozenten ließen uns ihre Launen spüren; wenn sie keine Lust auf uns hatten, bekamen wir es alle mit. Manche vermittelten uns, dass wir und der Unterricht ihnen schlichtweg lästig waren, sie beim Forschen und überhaupt bei der Entwicklung der eigenen Genialität störten. Auch was einmal aus uns wird, schien sie nicht sonderlich zu interessieren. Für mich als

Landkind, gewöhnt an kleine Welten der sozialen Verbindlichkeit, war das ein Schock.

Im Kontrast dazu stand ein denkwürdiges Erlebnis an der HU, genauer – in der Kommode am Bebelplatz. Ein Phonetikdozent, der kurz vor der Verrentung stand, entschuldigte sich bei uns, dass er uns in der neuen Zeit nicht mehr helfen konnte, nach dem Studium eine Arbeit zu finden. Nicht dass ich mit dieser Hilfe gerechnet hätte – aber allein die Tatsache, dass sich dieser Dozent solche Gedanken machte, empfand ich als warmherzig, als Wohltat. Er konnte nichts für uns tun, und es schmerzte ihn. Wir waren ihm nicht egal! Wir westdeutschen Boomer, die sich für ein geisteswissenschaftliches Studium entschieden, hatten das Gefühl eigener Überflüssigkeit schon längst in unsere Zukunftsvorstellungen eingepreist, aber hier wurde mir klar, dass es auch anders geht. Hätte unser Dozent mit seinem Ethos nicht zu denen gehört, die jetzt als Dinosaurier galten, sondern zu den jungen Aufsteigern – so wäre ich wohl leichter zu überzeugen gewesen, dass die Transition in Richtung des westlichen Modells nur positiv ist. So aber nahm ich sie als Verdrängung des Achtsamen durch Grelle und Kälte wahr.

Resozialisierung

Der wichtigste Grund, weshalb ich mit meinem Slawistikstudium an die Humboldt-Universität wechselte, war aber das akademische Austauschprogramm. Das Osteuropa-Institut mit seiner Feindforschung hatte nur geringe Möglichkeiten aufbauen können, Studenten in das Feindesland zu entsenden. Wer die Sprachen Osteuropas lernen wollte, tat das überwiegend im Sprachlabor oder wurde von Politemigranten unterrichtet, die schon lange aus ihren Ländern fortgegangen waren und entsprechend antiquierte, teils ausgesprochen negative Vorstellungen über diese hatten – wie etwa ein älterer Russischdozent, dessen Eltern vor der Oktoberrevolution geflüchtet waren und ihren Sohn im Geist des russischen Emigranten-Monarchismus erzogen hatten. Er weigerte sich standhaft, uns die moderne russische Umgangssprache beizubringen – wir sollten reden wie Tolstoi und Tschekow, auch wenn das sonst niemand mehr tat.

Die Humboldt-Universität dagegen, das Flaggschiff der DDR-Universitäten, tauschte mit allen Hauptstadt-Universitäten des Ostblocks jährlich Studenten aus, dafür waren eigene Finanzmittel, Quartiere und Studienprogramme vorgesehen. Sie hatten also das, was heute im EU-Rahmen das Erasmusprogramm fördert – eine tief im System verankerte Studentenmobilität mit dem Ziel, einen Großraum zu stabilisieren, indem man sicherstellt, dass die zukünftige Elite die „Bruderländer“ kennt und schätzt. Als die Mauer fiel und die Ostdeutschen vor allem den Westen kennenlernen wollten, wirkten die DDR-Ostprogramme mit einem Mal wie die Kleidung einer Person, die gerade 30 Kilo abgenommen hat – viel zu groß und weit. Menschen wie ich, die gegen den Strom nach Osten schwimmen wollten, brachten Erleichterung, das akademische Auslandsamt schien dankbar für alle, die in das östliche Europa gehen wollten. Hier waren wir eben nicht zu viele für Gorbi. Die HU war vielmehr froh, uns für Gorbi gewonnen zu haben. Ich ging 1992 für zwei Semester an die Moskauer Staatliche Universität (MGU), dann für weitere zwei Semester an die Universität Warschau. Als ich 1994 wieder in mein Berliner Studium einstieg, tobte der Bosnienkrieg und ich wurde in eine neue Richtung gezogen; doch dazu später.

In dem Studentenwohnheim, das unsere Gruppe in Moskau bezog, hatten wir eine eigene Etage, hier wohnten wir zu zweit im Zimmer – statt wie die Einheimischen oder die Studenten aus dem „Nahen Ausland“ zu viert. Viele aus unserer Gruppe studierten Russisch auf Lehramt, manche hatten das Studium noch kurz vor der Wende begonnen und folgten offensichtlich noch der Logik der alten Zeit. Sie verhielten sich ein wenig so, als stünde die Mauer noch – als kämen sie in Freundesland, stünden für die korrekte Orientierung ihrer Heimat, der DDR, und wollten später ihren Schülern die sowjetisch-deutsche Freundschaft weitergeben. Und es stimmte ja irgendwie auch, das wiedervereinigte Deutschland wollte mit Russland befreundet sein – wäre da nur nicht das Problem gewesen, wie man nach der Wende noch Arbeit als Russischlehrer finden sollte. Nicht ganz zur Freundschaftsorientierung meiner Kommilitonen passte, dass manche von ihnen auf die Russen

auch herabschauten, was Sauberkeit und Esskultur angeht. Die angehenden Russischlehrerinnen aus unserer Gruppe zogen sich mit aus Berlin mitgebrachtem Toast und Toaster in ihr Wohnzimmer zurück, während ich unten in der Cafeteria Pelmeni mit zerlassener Butter probierte. Mir taten die Mädels irgendwie leid – eigentlich ganz integrale Mainstream-Menschen, denen aber plötzlich der Strom, mit dem sie mitschwimmen wollten, abhanden gekommen war. Sie hatten keine echte Neugier auf Russland, was in DDR-Zeiten in Ordnung gewesen sein mochte, als Russisch schulisches Pflichtfach war und alle dort ihre Zeit absaßen, weil es anders nicht ging. Jetzt aber ging die Rechnung nicht mehr auf, denn ihr Studium führte nicht mehr in einen Brotberuf, in dem man sich mäßig begabt und motiviert irgendwie durchhangeln konnte. Zwischen den Lehrertypen und den Entdeckertypen, zu denen auch ich mich zählte, lagen jedenfalls Welten.

Die MGU hatte für unsere Gruppe eigene Sprachkurse eingerichtet, und ich erinnere mich, wie unsere Dozentin Vera Michailovna uns eines Tages erklärte, *Rossija* sei, wie auch *Rus'*, weiblich. Und das „Weib“ brauche einen Mann, der ihm Ordnung und Orientierung gibt – der erste Bräutigam seien die Wikinger bzw. die germanischen Waräger gewesen, die kriegerische Oberschicht der Kiever Rus. Damals fragte ich mich, ob wir die Nachfolger der Waräger sein sollen, der neue Führungsimpuls für ein wieder orientierungslos gewordenen Land.

Die russischen Frauen jedenfalls hielten in den 90er Jahren viel von uns westlichen Männern – die russischen Männer sahen in uns dagegen eher eine Konkurrenz, sowohl um die Frauen als auch allgemein um die kulturelle Dominanz im Land. Damals lernte ich den Biochemiker Igor kennen, der frisch aus dem Armeedienst kam und meinte, Russland müsse sich wieder aufrichten, anstatt sich an die Ausländer zu verkaufen. Ich fühlte mich nicht gemeint und nahm das einfach zur Kenntnis. Später wurden diese Stimmen immer mehr, seine war im Rückblick die erste. Sie stand damals im Kontrast zu den vielen, die so dringend in den Westen wollten, dass sie dabei wenig Selbstachtung oder Scham zeigten. Die auf der Straße wildfremde westliche Touristen ansprachen, um von ihnen